

Weshalb Warschau?

3. März 2010

Katharina Bretscher-Spindler

Gedanken zur Begegnung mit Warschau Ende Februar 2010

Ich habe die vergangene Woche in Warschau verbracht. Da ich im Vorfeld dieser Reise immer wieder mit der Frage konfrontiert wurde: „Weshalb fliegst Du ausgerechnet nach Warschau, was gibt es denn da zu sehen?“ ist es mir ein Bedürfnis, ein paar Eindrücke von Warschau und einige Gedanken zu Polen schriftlich festhalten.

Meine Antwort auf die oben zitierte Frage war jeweils: „Weil es die Hauptstadt eines wichtigen EU-Landes ist, des grössten der ehemaligen Ostblockländer.“ Gelegentlich wurde dies mit der hier dialektnah wiedergegebenen Bemerkung an mich als Historikerin mit einem „Ja, und den Polen ist im Laufe der Geschichte ja schon viel passiert“ quittiert.

Warschau ist also für SchweizerInnen derzeit keine Destination für Städtereisen. Warum machen wir alle oft und gerne Städtereisen? Ich habe darauf folgende Antwort: Weil sie den Reisenden einen kurzen Ausstieg aus dem Alltag bieten – sei es mit Aussicht auf gutes Essen, eine aktuelle Kunstaussstellung, ein besonderes Konzert, eine aussergewöhnliche Theatervorstellung oder eine Operngala – und selbstverständlich durch das besondere Flair der gewählten Stadt. Mit Warschau verbindet kaum jemand solche Genüsse.

Im offiziellen Förderportal der Republik Polen

<http://www.poland.gov.pl/Masowien,und,Podlachien,Mazowsze,und,Podlasie,568.html>

wird eingestanden, dass sich Warschau dem Besucher nicht so leicht wie andere Metropolen dieser Welt erschliesst:

Warschau: zwischen Wolkenkratzern und Parkanlagen

Vor dem Krieg wurde Warszawa /Warschau als Paris des Nordens bezeichnet, nach dem Krieg galt es als *eine hässliche Stadt, die ununterbrochen mit ihrer Jahrhunderte alten Konkurrentin – Krakau – verglichen wurde. Der Vergleich fiel selbstverständlich immer zugunsten Krakaus aus.*

Warschau ist auf jeden Fall eine andere Stadt, die nicht so geordnet ist und die sich nicht Jahrhunderte lang so logisch entwickelt hat wie Krakau. Während des 2. Krieges dem Boden gleichgemacht, ist die Stadt ziemlich chaotisch wiederaufgebaut worden. Beim Errichten von „Expressbauten“ blieben so viel Leerraum und unvollendet bebaute Plätze, dass die Stadt nicht besonders gemütlich wirkte. Sie erinnert bis heute noch an ein riesiges Patchwork, in dem farbige, interessant gemusterte Stofffetzen mit grobem, grauem Stoff miteinander komponiert worden sind. Dieser schöne Stoff sind die sorgfältig restaurierten Paläste, Kirchen, Denkmäler, einzelne Häuser, ab und zu eine ganze Strasse mit kompakter, harmonischer Bebauung, die in den hässlichen Hintergrund von *en masse* entstandenen Hochhauslos und Basare reingezwängt wurden.

Es fällt in der Tat auch schwer, zu sagen, wo sich eigentlich das Zentrum der Stadt befindet – es existiert weder auf dem Stadtplan, noch in der Wirklichkeit. Als Zentrum gilt zwar die Gegend des Kulturpalastes, obwohl für viele Menschen die Strasse Nowy Swiat bzw. die Altstadt das Herz der Stadt verkörpert.

Dennoch gehörte Warschau für mich vor und gehört es erst recht nach meiner Städtereise für jeden gebildeten und kultivierten Westeuropäer zu den Destinationen, die er kennen sollte. Ein Begründung für mein Interesse, der auch meiner Motivation für die Städtereise nach Warschau zugrunde lag, habe ich nach meiner Rückkehr auf Seite 55 der NZZ vom 24. Februar 2010 gefunden, und zwar im Feuilleton-Artikel mit dem Titel:

„Ist der Westen im Osten angekommen?“ (siehe unten S. 4 ff.)

Autor des Artikels ist nicht zufällig ein Pole – Adam Krzeminski, Publizist bei *Polityka*, dem seit 1957 (!) bestehenden ältesten politischen Magazin Polens; es erscheint heute wöchentlich. Bis zur Wende war das Verfassen von Artikeln für die Redaktion oft ein Hochseilakt; ich hatte im Rahmen meiner Public Affairs-Tätigkeit beim Schweizerischen Bankverein Anfang der achtziger Jahre einmal ein langes Gespräch mit einem *Polityka*-Redaktor. Er hat mein damaliges Bild von Polen nachhaltig positiv korrigiert.

Das Magazin stellt übrigens heute seine wichtigsten Artikel über Polen in hervorragender deutscher Übersetzung online zur Verfügung. Sie können über <http://www.polityka.pl/> und dort beim Link „Auf Deutsch“ links unten abgerufen werden.

Eine Städtereise nach Warschau kann allen WesteuropäerInnen, die noch nicht im Osten angekommen sind, den Weg nach Osten weisen! Doch:

Wo in Warschau soll man mit der Entdeckungsreise beginnen?

Meine Antwort lautet dezidiert:

Mit dem Besuch des 2004 eröffneten Museums des Warschauer Aufstandes
(*Muzeum Powstania Warszawskiego*)!

Der Warschauer Aufstand war die militärische Erhebung der Polnischen Heimatarmee (*Armia Krajowa AK*) gegen die deutschen Besatzungstruppen in der Hauptstadt. Er dauerte vom 1. August 1944 bis zum 2. Oktober 1944. Der Museumsbesuch vermag das unscharfe, oft von Vorurteilen geprägte Bild von Polen, das auch viele Schweizer mit sich herumtragen, in ein, zwei Stunden zu korrigieren und allfällige Wissenslücken über die – aktive – Rolle der Polen im Zweiten Weltkrieg zu füllen, z.B. auch über den Beitrag der polnischen Exilstreitkräfte bei der Luftschlacht über England im Sommer 1940. Dass der Aufstand von 1944 letztlich mit einer Niederlage endete, hatte unter anderem damit zu tun, dass die Sowjetunion die Aufständischen in keiner Weise unterstützte.

Für die Stadtbesichtigung wichtig: Bereits im September 1939 waren Bomben auf Warschau abgeworfen worden; während der Kämpfe mit der deutschen Wehrmacht 1944 wurden weitere grosse Teile von Warschau zerstört. Nach dem Sieg verfügte Heinrich Himmler die völlige Zerstörung der polnischen Hauptstadt: was noch stehen geblieben war, wurde dem Erdboden gleichgemacht.

Stadtbesichtigung mit anderen Augen

Nach dem Besuch des Museums des Warschauer Aufstandes wird man im heutigen Warschau nicht nach authentischen Kunstdenkmälern Ausschau halten. Mit umso grösserem Respekt wird man jedoch der so originalgetreu als möglich zwischen 1949 und 1955 (in der Stalinzeit!) wieder aufgebauten Altstadt begegnen, die seit 1980 auf der UNESCO-Liste des Weltkulturerbes steht. Zwischen 1971 und 1984 folgte die Wiederherstellung des Königsschlusses, das ebenfalls in die UNESCO-Liste des Weltkulturerbes aufgenommen wurde. Auch viele Kirchen wurden rekonstruiert. Die ursprüngliche Substanz der Grabmäler bedeutender polnischer Persönlichkeiten, die in diesen Kirchen verehrt wurden und werden, konnte zum Glück rechtzeitig so weit gerettet werden, dass diese Gräber heute als weitgehend authentisch betrachtet werden können. Mit der noch nicht abgeschlossenen Rekonstruktion wichtiger Paläste wurde auch manches Strassenbild seinem Vorkriegszustand angenähert – dank den rechtzeitig evakuierten Canaletto-Bildern! Schliesslich lassen auch das Schloss Willanów und der es umgebende grosse Park sowie der Łazienki-Park mit dem Schösschen auf der Insel die BesucherInnen das Flair von Warschau als dem „Paris des Nordens“ der Vorkriegszeit neu erleben.

Dass in Warschau Architekturzeugnisse des kommunistischen Realismus stehen gelassen wurden, zeugt ebenfalls von der unbefangenen Überlegenheit der Polen im Umgang mit ihrer Geschichte.

Das moderne Stadtbild der polnischen Metropole des 21. Jahrhunderts ist mit Sicherheit noch nicht abgeschlossen. Eine Reihe von Hochhäusern prägt schon heute die Silhouette Warschaus. Es wird interessant sein, in den kommenden Jahrzehnten die weitere Stadtentwicklung zu verfolgen.

Fazit meiner Städtereise nach Warschau

Wenn man wie ich das Privileg hat, Warschau zusammen mit einem polnischen Freund kennenzulernen, so spürt man, wie viel der Wiederaufbau der Stadt seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges den Polen selber bedeutet. Sie ist sowohl ein Zeugnis für die nie verloren gegangene als auch ein Garant der auch in düsterster Zeit nie verloren gegangenen Identität des polnischen Volkes, einer Identität, die – da muss man Adam Krzeminski Recht geben – zutiefst auch von Werten des Westens geprägt ist. Weder das durch die Nationalsozialisten verursachte Leid noch der Stalinismus vermochten sie zu beschädigen.

Obwohl es heute auch in Polen eine Geschäftswelt gibt, die den westlichen Denk- und Handlungsmustern verhaftet ist, welche die Weltwirtschaft gerade eben in eine der grössten Krisen geführt hat, so ist – bei allem Realismus in materiellen Dingen – doch die grosse Mehrheit der Polen den ideellen Werten treu geblieben, die sie während Jahrhunderten durch die Unbill der Zeiten getragen haben. Deshalb muss der so genannte „Westen“ durchaus damit rechnen (bzw. er könnte darauf hoffen), dass das von Adam Krzeminski skizzierte Szenario einer Verschiebung des intellektuellen und politischen Schwerpunkts Europas von West- nach Ostmitteleuropa Wirklichkeit wird.

P.S. Ich habe in den letzten Jahren bereits weite Teile Polens von Świnoujście bis Kętrzyn (Wolfsschanze), von Poznań bis Olstyn (Stichwort „Schlacht bei Tannenberg“ 1914!) bereist, nicht aber die alte Hauptstadt Kraków, da ich vorher Warszawa kennen lernen wollte.

Erschienen in NZZ Mittwoch, 24. Februar 2010

Ist der Westen im Osten angekommen? Statt sich grossräumig zu definieren, kultiviert Europa den Kleingeist

Zwanzig Jahre sind seit dem Verschwinden des Eisernen Vorhangs vergangen. Ist Ostmitteleuropa seither ein integraler Teil Europas geworden? Während es im Westen an politischer Anerkennung nicht fehlt, ist der Wandel im allgemeinen Bewusstsein noch nicht recht angekommen.



Europäische Temperamente, Ängste und Empfindlichkeiten - eine satirische Europakarte vor dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71. (Bild: pd)

Von Adam Krzeminski

Mit der «samtenen Revolution» des Jahres 1989 meldete sich Ostmitteleuropa erstmals nicht mehr als ein Gemisch «verspäteter Nationen» zu Wort, sondern als eine Erfahrungsgemeinschaft, die nicht nur die russische Revolution von 1917 widerlegt, sondern auch eine neue Sicht auf die europäische Geschichte seit 1789 erzwungen hat. Bei allen Verdiensten Gorbatschews um die gewaltlose Dekolonisierung von Stalins Imperium verdankten die Ostmitteleuropäer ihre Freiheit einer langen Kette revolutionärer Auflehnungen und der geistigen Selbstbefreiung von sowjetischer Bevormundung. Die anschliessende EU-Osterweiterung war somit kein «Geschenk» der Westeuropäer an die armseligen Verwandten, sondern eine Konsequenz der hausgemachten Emanzipation der Ungarn, Tschechen, Polen und Litauer.

Trotzdem beklagen viele Ostmitteleuropäer, wie unlängst die Rumänin Carmen Francesca Banciu, den «Fluch», rumänisch, polnisch, lettisch oder slowakisch zu sein. Andere dagegen, wie der Pole Andrzej Stasiuk, gefallen sich in trotziger Selbststilisierung: Ihr wollt uns als Wodka saufende Barbaren sehen? Das könnt ihr haben! Wir sind doch eh nur an euren Geldscheinen interessiert. Im Übrigen könnt ihr uns mit euren Museen und Manieren gestohlen bleiben, auch wenn

wir die Wehrmauern eurer Städte bereits überrannt haben. Zu Hause fühlen wir uns sowieso eher in der Dobrudscha als an der Côte d'Azur . . .

Solches mag eine Retourkutsche für die Nabelschau des Westens sein und dessen Hang, seine östlichen Ränder eher als Bedrohung denn als Chance zu betrachten. Ob polnischer Klempner oder rumänischer Taschendieb, tschechischer Euroskeptiker oder ungarischer Sprachnationalist – die negativen Klischees dominieren, während man positive Nachrichten mit Kopfschütteln quittiert. Nach wie vor werden Polen, Ungarn oder Tschechien nur bedingt als ein souveräner Teil des Westens begriffen.

Wie kompliziert es ist, das «jüngere Europa» in das tradierte Bild des Westens zu implantieren, zeigt Heinrich August Winkler in seiner grandiosen «Geschichte des Westens». Der Berliner Historiker bemüht sich redlich, auch Ostmitteleuropa in seine Vision des Westens angemessen einzubauen. Und der sonst in den Darstellungen des Westens immer wieder übergangene Ostmitteleuropäer erkennt in diesem Werk die wichtigsten Konturen seiner politischen Geschichte bis 1914 auch wieder. Er vermisst aber eine genauere Nachzeichnung ideengeschichtlicher Auseinandersetzungen in seinem Teil Europas. Eine Präsentation der geistigen Interferenzen zwischen Deutschland, Frankreich, England, Italien, Spanien, Amerika ist für einen westeuropäischen Historiker selbstverständlich. Sie auf Böhmen, Polen, Litauen oder Rumänien auszudehnen, ist nach wie vor schwierig.

Polnische Initialzündung

Dabei geht es weniger darum, welche ostmitteleuropäischen politischen Denker des 19. Jahrhunderts im Namensregister fehlen, sondern um die recht verkürzte Verortung Ostmitteleuropas, das in seiner Glanzzeit im 15. und 16. Jahrhundert etwa in den europäischen religiösen Auseinandersetzungen eigenständig zwischen Ost und West balancierte. Der Historiker Ambroise Jobert hat es in seinem vorzüglichen Buch «De Luther à Mohila. La Pologne dans la crise de la chrétienté, 1517–1648» skizziert. Wenn man den europäischen Skandal der Liquidierung Polens im 18. Jahrhundert mit ihren fatalen Nachwirkungen bis heute erfassen will, dann muss auch die spezifische Geschichte Ostmitteleuropas – mit seinen Stärken und Schwächen – klar herausgestellt werden.

Denn so wie die Reformation, der puritanische Liberalismus auf beiden Seiten des Atlantiks und die Französische Revolution mit Napoleon die langen Linien des Westens bestimmt haben, so war es in Ostmitteleuropa die Auseinandersetzung mit dem orthodox-imperialen Russland und der westlichen Gleichgültigkeit. Wenn die Debatten des 1848 gescheiterten Frankfurter Parlaments selbstverständlich zur Geschichte des Westens gehören, dann muss das ebenfalls für die Auseinandersetzungen im polnischen Sejm vor dem November-Aufstand 1830 gelten. Die Initialzündung für den Aufstand war zwar tatsächlich die Gefahr, dass der Zar als polnischer König seine polnischen Truppen gegen die Revolution in Belgien in Marsch setzt, aber die Quintessenz des polnisch-russischen Konflikts war ein Parlamentarismus, den das autokratische Russland nicht kannte. Dieser Konflikt am östlichen Rande des europäischen Westens war keine Episode, er hallt bis in unsere Tage nach.

Eine Geschichte des Westens zu erzählen, ist natürlich ein Wagnis. Gerade an den östlichen Rändern des Westens verläuft man sich so leicht im Gestrüpp, wenn man die vertrauten Trakte verlässt. Und überall lauern kleinkarierte Kritiker. Das bekam vor einigen Jahren Norman Davies zu spüren. In seinem riesigen Essay «Europe. A History» legte er es bewusst auf die Osterweiterung des westlichen Geschichtsbewusstseins an. Und wurde im Westen oft abgelehnt: zu viele

kleine sachliche Fehler, vor allem aber – zu «ostlastig»

Noch wagen die Ostmitteleuropäer nicht, ihre eigene Sicht der Geschichte des Westens vorzulegen. Doch sie bilden Selbsthilfegruppen. Andrzej Stasiuk hält sich für einen Anwalt des «mindere Europa», und ein ungarischer Polonist, Istvan Spiró, schreibt einen 800 Seiten starken ironisch-liebevoll recherchierten Roman «Die Messiase» über die polnischen Emigranten in Paris, Frankfurt, Rom – und auch in der Schweiz. Er zeigt ihre Verzweiflung und ihren Grössenwahn, ihren revolutionären und religiösen Impetus, ihre Realitätsferne und ihre zugleich erstaunlichen praktischen Talente.

Spiró löst in seinem Roman jenen polnischen Ost-West-Knoten auf, vor dem es einem «Wessi» graust. Ein Jude aus Wilna (eine authentische Person) schliesst sich in Paris einer Sekte polnischer «Nationalmystiker» an. Er lässt sich taufen, unterwirft sich – wie alle – der irrsinnigen Gruppendisziplin, reist im Auftrag des neuen «Messias» nach Frankfurt, Rom, Jerusalem, London und überschaut schliesslich die Machtkämpfe in der Gruppe. Er trennt sich von ihr, wird reich und desillusioniert. Bei einem zufälligen Gespräch mit Marx merkt er, dass er dessen Eifer längst überwunden hat. Dann schon lieber Mickiewicz-Gedichte als Marx-Tiraden. Man kann einigen konkreten Menschen anonym helfen, sollte sich aber nicht anmassen, die ganze Menschheit zu erlösen.

Die «Messiase» sind eine grossartige Vivisektion des «anderen Europa». Spiró zeigt eine Parallelwelt der Unterdrückten und Revolutionäre aus Ostmitteleuropa im florierenden Westen des 19. Jahrhunderts. Sie sind gestrandet, auch wenn sie vom Establishment unterstützt werden. Ihr Grössenwahn ist eine Abwehrreaktion der Aussenseiter, Entwurzelten und Ausgestossenen.

Nationale Egoismen

Die «samtene Revolution» des Jahres 1989 und der anschliessende EU-Beitritt müssten somit eine Therapie für die historischen Komplexe Ostmitteleuropas gewesen sein. Wenn dem so nicht ist, liegt es daran, dass nun gerade im Westen der EU die nationalen Egoismen jene Europa-Idee überschatten, deren Ausstrahlung vor 1989 bis in die Volksdemokratien hineinreichte. Und nicht mehr grosse Europäer geben heute in den europäischen Salons den Ton an, sondern Provinzler, Aussitzer, Gigolos und Parvenüs. Kein Wunder, dass in den letzten Jahren auch in Polen, Tschechien oder Ungarn eher die Zukurzgekommenen, Gehässigen und Komplexbeladenen zum Zuge kamen. Václav Havel, Tadeusz Mazowiecki oder Arpad Göncz waren Europäer von anderem Kaliber.

Eine Ostalgie gibt es kaum in Ostmitteleuropa, doch auch zu wenig Selbstbewusstsein. Nicht ausgeschlossen aber, dass die nächsten Schumans und Monnets aus dem östlichen Teil des Westens kommen werden. Andeutungen dafür hat es gegeben. 2004 beschämte der polnische Ministerpräsident die «Alt-Europäer» Blair und Chirac damit, dass er alle Neuen zum Verzicht auf Subventionen überredete, um den von Grossbritannien und Frankreich blockierten EU-Haushalt zu retten. Und im Frühjahr 2009 meisterte der tschechische Ministerpräsident Mirek Topolanek als «Mr. Europe» eine der ukrainischen Pipeline-Krisen. Vielleicht schreibt bald ein Ostmitteleuropäer einen ironischen Roman über den George-Kreis oder über Sartre im besetzten Paris, der den Franzosen die Augen auf unsere Sicht ihrer Geschichte öffnet?

Adam Krzeminski, geboren 1945, ist Publizist der Warschauer Wochenzeitung «Polityka». Auf Deutsch erschien zuletzt: «Testfall für Europa. Deutsch-polnische Nachbarschaft muss gelingen» (2008).